

Frankfurter Allgemeine Feuilleton

Aktuell Feuilleton Bücher Rezensionen Sachbuch

A. Kraus und B. Kohtz (Hrsg.): Geschichte als Passion

Gedankenblitze aus der Zettelwirtschaft

11.05.2011 · Zu viel Disziplin ist gar nicht gut: Alexander Kraus und Birte Kohtz sprachen mit zehn Historikern über deren Arbeitsweise. Der daraus entstandene Interviewband führt vor Augen, dass kreative Unordnung vor der Einsicht kommt.

Von CASPAR HIRSCHI

Artikel

Wissenschaftliche Arbeit ist ein kooperatives Konkurrenzunternehmen. Wer sich mit Kollegen nicht austauschen mag, fällt leicht dem Irrtum anheim. Wer sich von Kollegen nicht abheben kann, verschwindet langsam in der Versenkung. Um diese Spannung auszuhalten und auszunutzen, bedarf es einer Gratwanderung; um in ihr Freundschaften aufzubauen und aufrechtzuerhalten, eines Drahtseilakts.



Alexander Kraus, Birte Kohtz (Hrsg.)

© VERLAG

Von einem, der spektakulär abgestürzt ist, erzählt der Historiker Valentin Groebner in einem großartigen Interviewband von Alexander Kraus und Birte Kohtz. Im Florentiner Staatsarchiv habe ein bekannter italienischer Historiker eines Tages aufgehört, in den Kaffeepausen mit den Kollegen über die eigene Arbeit zu sprechen. Wenn sich jemand seinem Arbeitsplatz näherte, habe er schnell die Signaturen der von ihm bearbeiteten Archivalien zugedeckt. Monate später veröffentlichte er ein Buch über die bis dahin kaum bekannte Jugend Machiavellis. Es wartete mit der Neuigkeit auf, der junge Machiavelli habe, als die Borgia die Kurie beherrschten, in einer römischen Bank gearbeitet. Damit erschienen seine späteren Schriften in einem ganz neuen Licht. Der Triumph war groß - und kurz. Zwei Jahre später erschien das Buch eines italienischen Archivkollegen mit dem Titel: „Der andere Niccolò di Bernardo Machiavelli“. Der geheimniskrämerische Historiker hatte seinen berühmten Helden mit einem entfernten Verwandten verwechselt.

Keine demaskierenden Schreibtischstudien

Es ist nicht die einzige schöne Anekdote in diesem Interview, und es ist nicht das einzige gelungene Interview in diesem Band. Die Herausgeber haben ihr Talent als Interviewer von Berufskollegen bereits in der Online-Zeitschrift „Zeitenblicke“ unter Beweis gestellt. In „Geschichte als Passion“ nun praktizieren sie, nicht zuletzt dank einer hervorragenden Vorbereitung auf die einzelnen Gespräche, das wissenschaftliche Fragenstellen an Wissenschaftler mit verblüffender Souveränität.

Kraus und Kohtz lehnen sich dabei an ein Analyseverfahren des naturwissenschaftlichen Arbeitens an: Bruno Latours ethnologisch inspirierte Laborstudien. Ihre Überlegung ist, dass die präzise Befragung von Historikern - analog zu Latours Feldstudien bei den Biochemikern - mehr Aufschluss über die Produktion und Präsentation historiographischer Erkenntnisse erlaube als ihre „unzuverlässigen, ja halbseidenen“ Bemerkungen in den eigenen wissenschaftlichen Publikationen.

Der von Latour inspirierte Erkenntnisanspruch erweist sich für den Band als fruchtbar,

obwohl - oder gerade weil - Kraus und Kohtz in den Gesprächen etwas ganz anderes tun als Latour im Labor. Hätten sie die Interviewten zu Objekten von demaskierenden „Schreibtischstudien“ machen wollen, wäre ihnen wohl kaum so viel an aufschlussreicher Selbstreflexion zu entlocken gewesen. Abgesehen davon hätten die beiden Nachwuchshistoriker mit einem Latourschen Zugriff auf die eigene Disziplin ihre akademische Zukunft aufs Spiel gesetzt.

Wissenschaftsgeschichte im Mittelpunkt

Ihre Befragungstechnik hat mit den derzeit angesagten Analyseinstrumenten der Wissenschaftssoziologie wenig gemein, umso mehr aber mit der „Versuchsanordnung“ einer Disziplin, die heute kaum noch Kredit genießt: der Psychoanalyse. Die Interviews entsprechen dabei einer systematisch betriebenen Spezialform der psychoanalytischen Praxis, der „meta-analytischen“ Befragung von Berufskollegen. Von diesem Modell aus lassen sich das fundamentale Einverständnis zwischen Fragenden und Befragten, die entspannte Intensität der Interviews und die letztlich erbauliche Aussage des Bandes über die Geschichtswissenschaft besser verstehen.

Bei der Auswahl ihrer Gesprächspartner wurde eine gelungene Mischung gefunden. Das Spektrum reicht von der Postdoktorandin Ulrike Klöppel bis zum emeritierten Ordinarius Carsten Goehrke, von der Kunsthistorikerin und Kunstredakteurin dieser Zeitung Julia Voss bis zur Museumsdirektorin Simone Eick, vom Mediävisten Valentin Groebner bis zum Zeithistoriker Christof Mauch. Auffallend ist die Dominanz der Wissenschaftsgeschichte mit Anke te Heesen, Lorraine Daston, Hans-Jörg Rheinberger und - als einzigem, der bereits in den „Zeitenblicken“ zu Wort gekommen ist - Philipp Sarasin. Kraus und Kohtz haben für diese Schwerpunktsetzung ein gutes Argument: Das Interesse von Wissenschaftshistorikern für die „Konstitution bestimmter Wissensbestände“ schärfe die Beobachtung der eigenen Arbeitsweise. Was den Interviews nicht minder zugutekommt, ist der Umstand, dass mit der Wissenschaftsgeschichte ein Fach im Mittelpunkt steht, das in den letzten Jahrzehnten einige originelle Köpfe hervorgebracht hat.

Von geplantem Forschen will er nichts wissen

So unterschiedlich die Auskünfte der Befragten zu ihren Forschungspraktiken, Erkenntnismethoden und Schreibritualen sind - eine Gemeinsamkeit sticht ins Auge: Fast alle nehmen für sich in Anspruch, nicht zu wissen, was sie tun. Konkreter: Sie stellen ihre Erkenntnisproduktion als das Gegenteil eines darstellbaren und planbaren Arbeitsablaufs dar. Rheinberger betont, die Erkenntnis komme beim Schreiben, und wenn man seinen Ausführungen folgt, dann klopft sie bei ihm nicht laut an, sondern schleicht sich leise durch die Hintertür herein. Was die Ordnung seiner Quellen und Notizen angeht, stellt er sich als glücklich Gescheiterten vor, der in der Zettelwirtschaft in Konkurs gegangen ist und dafür eifrig kopiert, schneidet, klebt und glossiert - eine altbewährte Methode, die man Bastelei nennen könnte.

Anke te Heesen antwortet in einem der schönsten Gespräche auf die Frage, nach welchen Kriterien sie die Quellen für ihre Schriften auswähle: „Es hat etwas mit Intuition, mit Gefühl zu tun.“ Um ihr Quellenmaterial zu ordnen, habe sie papierene mit digitalen Archiven kombiniert und dabei regelmäßig ein Chaos produziert. Te Heesen sieht darin ein typisches Ordnungsdefizit ihrer Übergangsgeneration, die die Wissenschaftskarriere analog begonnen hat und digital beschließen wird. Allerdings beteuert selbst Philipp Sarasin, der eine ausgeklügelte Computer-Datenbank für Historiker entworfen hat, er arbeite beim Lesen und Schreiben nie systematisch mit diesem Arbeitsinstrument. Und von geplantem Forschen will er erst recht nichts wissen.

Ein Gegenbild zur akademischen Realität?

Die Selbstdarstellung der interviewten Historikerinnen und Historiker als erfolglose Systematiker und - ergo? - erfolgreiche Wissenschaftler wirft Fragen auf. Nicht dass an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln wäre, im Gegenteil, es spricht viel dafür, dass sich die

geisteswissenschaftliche Kreativität fast so ungeordnet Bahn verschafft wie etwa die künstlerische. Auffallend jedoch ist, dass die Selbstaussagen heutiger Naturwissenschaftler, wie sie von Steven Shapin und anderen gesammelt worden sind, ganz ähnlich klingen. Besonders Laborforscher betonen gern das Ungerichtete, Spielerische, Zufällige in ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit - und dies in einer Zeit, in der an Universitäten wie nie zuvor strategisches Denken, projektorientiertes Planen und systematisches Vernetzen gefordert ist!

Haben wir es also mit Gefangenen eines wissenschaftlichen Ego-Narratives zu tun, das ein Gegenbild zur akademischen Realität zeichnet? Wenn man die Gespräche in diesem Band liest, könnte man zumindest den Eindruck gewinnen, Historiker dürften sich auf keinen Fall als wohl organisierte, weitsichtig planende oder gar kühl kalkulierende Menschen porträtieren. Damit verhält sich die Beziehung zwischen wissenschaftlichen Werten und Praktiken genau umgekehrt zur Situation bis vor wenigen Jahrzehnten, als es wichtig war, disziplinierte Arbeit und methodische Strenge zu demonstrieren, während die Forschungstätigkeit spontaner und ungerichteter verlaufen konnte.

Wie ist diese paradoxe Entwicklung zu erklären? Um herauszufinden, was sich hinter der Fassade der öffentlichen Ego-Narrative von heutigen Historikern noch verbirgt, müssten sich Ethnologen in Archive begeben, in Tagungen einschleusen und in Büros verstecken, assistiert von Informatikern, die auf die Computer und Telefone ihrer historiographisch forschenden Untersuchungsobjekte zugreifen. Das würde wohl niemand wollen. Weil die Sprezzatura von Historikern kaum zu hintergehen ist, gehört dieser Interviewband zum Bestmöglichen, was wir über die historiographische Kultur von heute haben können.

Alexander Kraus und Birte Kohtz (Hrsg.): „Geschichte als Passion“. Über das Entdecken und Erzählen der Vergangenheit. Zehn Gespräche. Campus Verlag, Frankfurt am Main 2011. 348 S., Abb., geb., 29,90 Euro.

Quelle: F.A.Z.

Hier können Sie die Rechte an diesem Artikel erwerben

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2012
Alle Rechte vorbehalten.